Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 7

Artikel: Die Sühne [Fortsetzung folgt]
Autor: Porret, J.P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664514

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aprilwetter*).

Sprühregen, drein die Sonne scheint,
Jetzt da und jetzt auch schon vorüber,
So kurz, wie wach der Säugling weint,
Er wendet sich und schlummert lieber.

Sprühregen! Jetzt der Himmel blau,
Und jetzt von Wolken überzogen,
Nun lachend über allem Grau
Im Wunderschein der Regenbogen.

*) Aus: Gedichte von Martin Greif. Verlag C. F. Amelang, Leipzig.

Die Sühne.

Erzählung von J. P. Porret, Lausanne.

Dies ist mein Testament. Ich besitze heute 245,000 Franken, die auf meinen Namen in der königlichen Bank zu Turin angelegt sind, und Werkzeug und Material für die Ausübung meines Berufes im Wert von mindestens 35,000, im ganzen also ein Vermögen von 280,000 Franken.

Diese 280,000 Franken gehören jedoch nicht mir. Ich habe mich lange gefragt, wie ich es anstellen solle, damit diese Summe unversehrt in die Hände desjenigen gelangt, der einzig und allein ein Recht darauf hat und fand kein anderes Mittel als das, dieser meiner letzten Willenserklärung den Bericht vom Ursprung meines Vermögens beizufügen.

Im Frühling 1880 führte mich mein Wanderberuf als Maurer nach Montreux, wo ich mit 30 Arbeitern, Italiener, wie ich, beim Bau eines kleinen Hotels am Seeufer, nahe bei Veytaux, angestellt wurde. Da die Wohnungen an diesem Orte des Luxus und Vergnügens für unsere Börsen zu teuer waren, so machten sich meine Kameraden auf die Suche, und es gelang ihnen, da und dort zu billigen Preisen in der Umgegend Unterkunft zu finden. Ich, der im Lande unbekannt war, hatte größere Mühe; schließlich siedelte ich mich mit einigen andern in Villeneuve an.

Wir mieteten uns alle im nämlichen Hause ein. Es war ein abscheuliches, dreistöckiges Gebäude, einsam mitten im Felde gelegen, wie ein Spital für Aussätzige. Im Erdgeschoß befand sich eine Garküche,

deren einzige Kunden wir waren; abends wurde darin zu den Klängen einer Handharfe getanzt, Karten gespielt und gezankt. Kein Schweizer würde in dieser Baracke wohnen; „das ist gut genug für Italiener," hieß es.

Unser nationaler Ruf stand auf derselben Höhe, wie der dieses Hauses. Im Dorfe warf man uns böse Blicke zu; die Kinder nahmen Reißaus vor uns, bewarfen uns hinterrücks oft mit Kieselsteinen und riefen uns Schimpfworte nach, von denen das liebenswürdigste „Makkaroni" hieß. Wir antworteten niemals, aus Furcht, uns die ganze Bevölkerung auf den Hals zu hetzen.

Die Beleidigungen kümmerten uns übrigens nicht viel. Wir kamen nach der Schweiz, weil man da als Maurer mehr verdient als bei uns; wir alle hatten dieselbe fixe Idee: Geld heimzubringen.

Die rauhe Jahreszeit, die Arbeitslosigkeit im Winter, zehrten einen Teil unserer Ersparnisse auf. Der Rest — falls einer blieb — sollte — wir hofften es — ein kleines Kapital vermehren, das uns in den Vierzigerjahren gestattete, in einem lombardischen Dorf einen bescheidenen Handel anzufangen oder am Golf von Genua einen Weinberg und ein schlichtes Häuschen zu erwerben, in dem man ruhig sterben kann. Wir dachten unaufhörlich, wir dachten zu viel an diese lachende Zukunft. Das stachelte unsere Energie, war die Haupttriebfeder unserer Tätigkeit. Dieser beständige Gedanke hatte insofern guten Einfluß auf uns, als er uns mächtig zur Arbeit anfeuerte, war jedoch unserem Charakter nachteilig. Mancher von uns, in der Heimat geachtet wegen seines Gleichmuts und seiner Wohltätigkeit, wurde, nachdem er die Alpen überschritten, der hartherzigste und geizigste Mensch. Vielleicht gelobte er sich, wieder heiter, liebenswürdig und großmütig zu werden, sobald er die zu seinem Glück notwendige Summe beieinander habe. Unterdes versäumte er nichts zur Verwirklichung seines Traums, schaffte streng, lieh seinem besten Freunde niemals einen Fünfer, mißtraute all' seinen Kameraden und beschnitt seine Ausgaben, so viel er konnte. Den Geist der Aufopferung besaßen wir in dem Sinn, daß wir niemals zögerten, andere und uns selber unserem Interesse zu opfern, das uns als oberstes Gesetz, als einziges Ziel vorschwebte.

Das Licht, das unsere Handlungen und Gedanken verklärte, war nichts als der blasse Wiederschein eines Goldstücks. Die Folge davon war ein Zwielicht, worin man die Dinge nur halb sah: Eigentum, Diebstahl, Gutes, Böses, all das erschien verschwommen, nebelhaft, verwischt, wie mächtige Bäume in der Dämmerung. Derjenige, der nicht genau weiß, wohin die Gewinnsucht zu führen vermag und bei welchem Grade

der Versuchung er Gefahr läuft, zu erliegen, vermutet ganz natürlich bei den andern die nämliche Unwissenheit. Und wenn die andern in der Tat über ihre moralische Festigkeit nicht im Klaren sind, so leben alle in beständigem Mißtrauen gegen einander. Das war die traurigste Folge unserer Liebe zum Gold. Wir lebten Seite an Seite wie Fremde, und gewöhnlich herrschte zwischen den Genossen eines und desselben Gemachs die meiste Feindseligkeit. Alles wurde eingeschlossen bis auf die Pfeifen und Zündhölzchen; und oft trafen wir beim Heimkommen einen Kameraden dabei an, wie er argwöhnischen Blicks seine Habseligkeiten zählte.

Nachts versteckten wir unser elendes Geld unter dem Kopfkissen, und jedesmal wenn wir erwachten, streckten wir mechanisch die Hand darnach aus um uns von seiner Gegenwart zu überzeugen. Mehrere banden sich sogar die Schweinsblase ans Handgelenk, die ihnen als Börse diente. Am Montag, dem Zahltag, machten wir aus unserm Lohn zwei Teile: einen für unsern Unterhalt, den andern für die Sparkasse und die Zukunft. Selten sah ich einen Arbeiter, wär's auch nur für eine Nacht, die kleine Summe behalten, die zu letzterem Zwecke bestimmt war. Gemeiniglich beeilte man sich, es auf die Bank zu tragen; das Kassenbüchlein trug man in einem Metallfutteral beständig bei sich. Einige, die ihr Mißtrauen noch weiter trieben, legten ihr Kapital alle Vierteljahre in eine andere Kasse aus törichter Angst vor einem Bankerott oder einfach deshalb, weil das Gesicht eines Kassierers ihnen nicht gefiel.

Unter solchen Umständen wurde die Freundschaft im Hause der Couachtres — welchen Uebernamen es in der Gegend erhielt — selbstverständlich wenig gepflegt. Indes schloß ich mich doch eng an einen Arbeiter, Namens Battisto Bendi, an, der aus der Provinz Novarra stammte — ein großer, schöner Mann von 25 Jahren und ein braver Bursche. Obwohl höchst verschiedenen Charakters, hatten wir doch ähnliche Neigungen, was uns einander näher brachte. Battisto war lustig, ganz offenherzig, überschäumend, ich trübselig, eindrucksfähig, träumerisch; gemeinsam war uns beiden der Haß gegen die Schenke und das Spiel und gemeinsam die Liebe zu langen abendlichen Spaziergängen am Ufer, wo man nicht fertig wird, von der fernen Heimat zu plaudern.

Treuherzig berichtete mir Battisto seine Zukunftshoffnungen; er wollte Bauer werden, wie sein Großvater es früher war, bevor der italienische Bauer erdrückt ward durch die dreifache Uebermacht der Steuern, der jüdischen Wucherer und der landwirtschaftlichen Krisis. Er wurde weich bei der Aussicht auf den kleinen, von seiner Hand umgegrabenen Garten, die schweren Maiszapfen, die von einer Vogelscheuche vor den

plündernden Vögeln geschützt werden, das weinumrankte Häuschen und dahinter die Gruppe Olivenbäume mit den enormen Stämmen und dem dünnen Laubwerk, das im Wind wie Silber flimmert. Er wünschte sich Glück dazu, daß er acht Jahre in Frankreich, der Schweiz und in Deutschland gelebt; das Exil lehrte ihn, wie er sagte, die Liebe zur Heimat, und die Arbeit unterm Joch lehrte ihn die freie Feldarbeit schätzen. Auf dem Arbeitsplatz gab's keinen nüchternern, keinen fleißigern und fröhlichern Gesellen als Battisto. Er trällerte bei der härtesten Arbeit und „lustig, wie Bendi!" hieß es sprichwörtlich unter uns. Allerdings war sein Leben nicht so einförmig; denn er hatte seine Familie bei sich. Er war nicht der einzige Verheiratete unter uns; die andern aber hatten ihre Frauen in Italien gelassen, indem sie die Vereinsamung, die Qual der Eifersucht und das Heimweh einer unnützen Ausgabe vorzogen. Battisto hatte anders geurteilt und befand sich wohl dabei.

Virginia, oder einfach Gina, war eine kleine, lebhafte, anmutige und kluge Lombardin mit schwarzen, prachtvollen Augen. Sie führte die Kasse, und trotzdem sah ich nie einen einigern Haushalt. Er verdiente täglich sechs Franken und Gina beinahe ebensoviel, da sie kleine Arbeiten aus Weiden fabrizierte, die sie in den Hotels verkaufte. Ihre ausdrucksvolle Mimik und ihre schönen, dunklen Augen verschafften ihr immer freundliche Aufnahme. Bei ihren Gängen nahm sie ihr fünf Monate altes Kind auf den Arm, und das Püppchen war so niedlich, daß die vornehmen Damen es liebkosten und der Mutter nicht abschlagen konnten, etwas zu kaufen. Ich bin jedoch überzeugt, daß Battisto nicht aus Berechnung, nicht in Aussicht auf die Vorteile, die er aus ihrer Arbeit zu ziehen gedachte, handelte, als er sein Weib mit in die Schweiz nahm. Sondern er tat dies, weil er Gina liebte, weil er, fern von ihr, nicht leben konnte und weil beide nach dreijähriger Ehe noch so verliebt in einander waren wie Brautleute.

Jeden Abend erwartete sie ihn mit dem Kinde auf der Straße und da küßten sie sich vor allen Leuten aufs innigste, wie die Landbewohner und Naiven es thun; darauf gingen sie Arm in Arm, im gleichen Schritt und Tritt davon und erzählten sich, wie der Tag verflossen sei. Oft wenn ich sie so im milden Abendschein zusammen wandern sah, packte mich jene plötzliche und tiefe Traurigkeit, welche anderer Glück uns verursacht. Ein mächtiges Liebesbedürfnis erstickte mich, das noch schmerzlicher wurde durch den Gedanken an meine Häßlichkeit und mein linkisches Wesen. Ich fühlte, daß ich niemals geliebt würde wie der Mann, der dort drüben dahinwanderte, daß alles umsonst, all meine Energie, all meine Arbeit nie imstande sei, mir ein Frauenherz zu gewinnen. Die Vorstellung eines

einsamen Daseins war mir entsetzlich, einem Garten vergleichbar, darin es keine Vögel gibt und wo die Bäume blätterlos sind. Während ich mich diesen schmerzvollen Träumereien überließ, sah ich in der Ferne im violetten Dämmerschatten die Silhouetten der beiden jungen, schönen, lebensfrohen Wesen verblassen und schwinden, und der Wind trug mir zuweilen Freudenrufe, Gelächter oder das Geplapper des Kindleins zu, das ihre Leben gewordene Liebe war.

Sie bewohnten im ersten Stock unseres schlechten Nestes ein großes Gemach, das bei uns als ein Wunder von Luxus galt. Um das magere Mobiliar zu vervollständigen, das der Hausbesitzer lieferte, flocht Gina, ihre Talente anwendend, aus roten, weißen, blauen und grünen Weiden eine Wiege für den Kleinen, einen Arbeitstisch und zwei oder drei Gartenstühle; aus einem gelben, geblümten Stück Musselin schnitt sie Vorhänge und eine Volantgarnitur für des Kindes Bettchen. Für unsere Augen war das so geschmückte Zimmer das Non-plus-ultra der Kunst und wir wußten nicht, was wir mehr bewundern sollten: Ginas guten Geschmack und ihre Geschicklichkeit oder Battistos Klugheit, der eine solch' vollendete Lebensgefährtin zu finden verstanden hatte. Unsere Bewunderung ging sogar so weit, daß sie ans Gehässige streifte. Oft, wenn wir abends an der geschlossenen Türe vorbeigingen, vernahm man das Klingeln von Geldstücken und einer machte schalkhaften und melancholischen Tons die Bemerkung: „Na, Bendis zählen ihre Einnahmen! Die haben doch Glück!" Und obwohl wir keine Ursache hatten, unser Los zu beklagen, verzehrten wir uns doch in einem nicht eingestehbaren Gefühl, das, wenn es auch nicht so weit ging, den braven Leuten Böses zu wünschen, uns doch vor Betrübnis bewahrt hätte, sofern ihnen Unglück widerfahren wäre.

Anfänglich bekämpfte ich diesen gährenden Neid und errötete darüber wegen meiner Freundschaft mit Battisto, und ein paarmal, wenn ein Kamerad wiederholte: „Was hat doch dieser Bendi für Glück!" so erwiderte ich freimütig: „Er hat weiter kein Glück, als daß er ein braver Kerl ist und eine fleißige Frau hat. Jeder von uns kann's auch so machen, wenn er will. Zudem wenn einer verdient, glücklich zu sein, so ist er's; es gibt keinen bessern Burschen auf der Welt, als er ist!"

So sprechend, belog ich mich selber; aber seltsam, ich ward meine Lüge erst inne, als ich sie über die Lippen brachte. Ich fühlte allerdings dunkel, daß meine Worte nicht mit meinen innersten Gedanken übereinstimmten, hätte diese aber auch nicht klar auszudrücken vermocht. An einem der ersten Tage im September war der ganze Bauplatz in großer Aufregung. Battisto kam eine gute Viertelstunde zu spät und schrie und gestikulierte wie ein Betrunkener oder Verrückter. Alle — Werkführer

und Arbeiter — eilten auf ihn zu; ich war im dritten Stockwerk beschäftigt und lief, immer eine Stufe überspringend, treppab, um zu sehen, was es gab. Battisto war völlig außer sich, tanzte ringsum, machte Verbeugungen, Hopser, versuchte den Tarentellaschritt und warf dann plötzlich seinen weichen, grünen, fettigen Hut hoch in die Luft, so daß die ihn schmückenden Häherfedern sich lösten und eine um die andere wirbelnd langsam herunterflogen."

Seine lebhaften Gebärden begleitete er mit unverständlichen Worten und schlug sich auf die Schenkel, als ahme er die große Trommel nach. Man mußte ihn fassen und einwenig schütteln, damit er wieder zur Vernunft kam. Nun erzählte er keuchend und stotternd, was geschehen.

Von einem Notar in Montreux hatte er einen langen Brief erhalten mit der Meldung vom Tode eines gewissen Giovanni Bendi in Rio-de-Janeiro, eines Onkels, der vor zwanzig oder dreißig Jahren nach Amerika ausgewandert war und niemals etwas von sich hatte hören lassen. Dieser Verwandte hatte seinen Neffen Battisto großmütig zum Universalerben seines Vermögens von fast 25,000 Franken eingesetzt. Der Hinschied des Onkels hatte schon im verflossenen Winter stattgefunden, die Verspätung der glücklichen Nachricht erklärte sich indes leicht, indem der piemontesische Beamte, der mit der Testamentsvollstreckung beauftragt war, in Frankreich und Italien vergeblich nach Battisto gefahndet hatte. Schließlich vernahm er, daß er sich in Montreux befinde und übergab die Angelegenheit einem dortigen Amtsbruder; dieser benachrichtigte Battisto, konnte aber nicht genau die Summe der Erbschaft angeben, versicherte jedoch, daß sie gewiß nicht weniger als 20,000 Franken betrage.

Jedesmal, wenn Bendi diese Ziffer wiederholte, verfiel er wieder in eine Art Raserei. Er wer nahe daran, vor übergroßer Freude den Kopf zu verlieren. „Ich bin reich!" kreischte er und fing blöde zu lachen an.

Die Kameraden, die einen Kreis um ihn gebildet, entfernten sich, einer um den andern, stumm, gesenkten Hauptes und finstern Blicks. Keiner rief; „Welch Glück hat der!" Diesmal wäre das Wort für den Gedanken allzuschwach gewesen. Ja wohl, es handelte sich nicht mehr um Glück! Das war eine Ungerechtigkeit!

Ich meinesteils empfand einen unaussprechlichen Schmerz, heftig, wie einen Stich, und doch unbegreiflich; es war, als sei das Battisto widerfahrene Glück ein großes Unglück für mich. Alle waren fort, und er sah mich, jetzt beruhigt lächelnd an. Ich war verlegen und ohne recht zu wissen, was ich sagte, fragte ich:

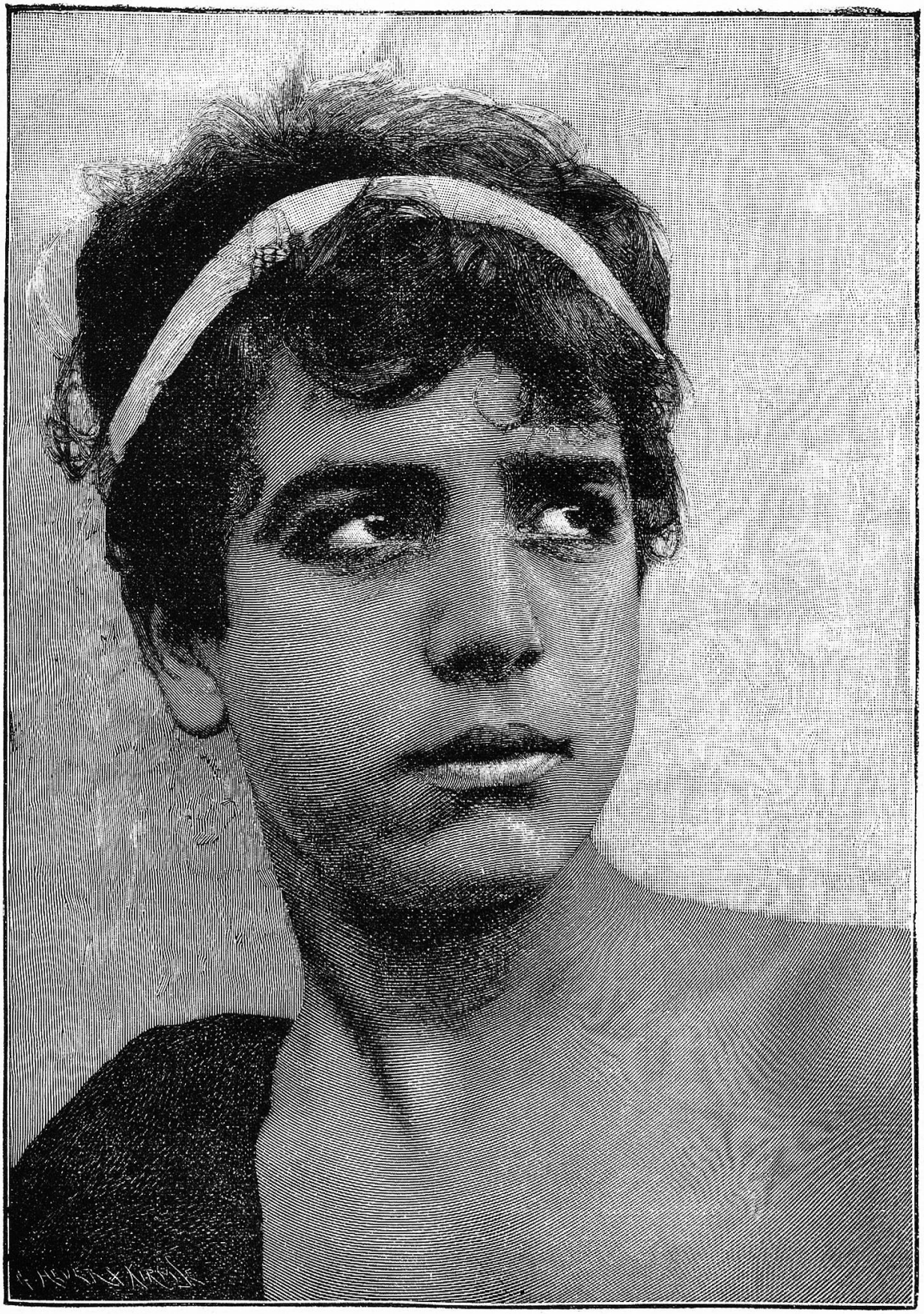
„Du . . . du willst mithin den Beruf aufgeben?"

„Ah, nein, nicht sofort.“

Sein Gesicht verdüsterte sich und er fuhr fort: „Du begreifst, so was glaubt man erst, wenn man das Geld da, in der hohlen Hand hält . . . Es ist zu viel Glück; ich traue ihm nicht . . . Mit diesen amerikanischen Ländern weiß man erstlich nie recht sicher, woran man ist . . . Willst du mir einen Dienst erweisen? So begleite mich diesen Abend nach der Arbeit zu dem Notar. Ich will ihm sagen, daß ich absolut das Kapital in Händen haben müsse . . . Man soll mir's herausgeben . . . Du weißt, ich habe den Grundsatz: Was ich in Verwahrung habe, ist gut aufgehoben. Die Notare, die Banquiers, all' dem traue ich nicht; sie mögen ehrlich sein; aber . . . Denk ein bißchen, mein alter Pietro: zwanzigtausend Franken, das ist eine Versuchung . . . Nein, siehst du, ich will sie viel lieber hier in meiner Tasche haben.“

Mit einem heftigen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter verließ er mich und wir kehrten an unsere Arbeit zurück. Allein, indem ich mechanisch mein Geschäft verrichtete, überließ ich mich tausend bittern Gedanken. Noch nie war mir die Sonne so glühend heiß, der Tag so lang erschienen; niemals dünkten mich meine Muskeln so müde. Dies mühsame Handwerk verleidete mir. Noch am Tage vorher war ich voll Eifer gewesen, indem ich an die Zukunft gedacht hatte . . . Was machte ich mir jetzt aus der Zukunft! Die Zukunft eines Maurers! Geht mir doch! Ist's der Mühe wert, daß man sich dafür während der ganzen Jugend und der Zeit des reifern Alters schindet und plackt, während andere, ohne Anstrengung, mit fünfundzwanzig Jahren, durch eine Laune des Zufalls reich werden! Ah, mir fällt niemals solch ein Glück in den Schoß! Ein paarmal beobachtete ich, während ich Bruchsteine transportierte, meinen Gehülfen an der Tragbahre verstohlen. Ich wollte auf seinem Gesichte lesen, seine Eindrücke kennen, seine Gedanken erspähen. Es war ein Tölpel mit rotem, krausem Haar, ungeheurem Kopf und tierischer Larve. Schließlich ward ich ob seinem Gleichmut wütend; ich stellte unsere Last ab, um ein bißchen zu verschnaufen und fragte: „Na, dieser Bendi! . . . Was sagst du dazu?“ Er antwortete mit einem Grunzen und einem Achselzucken und schon bückte er sich, um die Stangen wieder anzufassen. Um ihn zum Reden zu zwingen, setzte ich hinzu: „Mich freut's für ihn!“

Ich wurde rot bei dieser Lüge; da der andere aber als Antwort zu grunzen fortfuhr, wiederholte ich mehrmals: „Es freut mich wahrhaftig sehr für ihn. Er ist ein vortrefflicher Bursche.“ Und je mehr ich das wiederholte, desto mehr war ich überzeugt, daß zwischen Battisto



Italienischer Knabe. Nach einer Originalphotographie von W. v. Gloeden.

und mir alles aus und fertig sei. Zwischen uns war fürderhin keine Freundschaft mehr möglich; ich haßte ihn wie einen Todfeind.

Am Abend rief er mir zu: „Du weißt . . . zum Notar!“ Er bangte vor diesem Besuch und war mißtrauischer denn je.

Der Mann des Gesetzes empfing uns wohlwollend und hieß uns auf ledernen Fauteuils Platz nehmen. Battisto haspelte in einem Atem einen Wortschwall herunter, den er sich tagüber wohl hundertmal vorgesagt haben mochte. Er erkundigte sich, wie viel die Staatssteuer betrage und äußerte zum Schluß schüchteen Zweifel über die Gewißheit seines Glücks. Während des Redens drehte er fortwährend seinen abscheulichen grünen Hut zwischen seinen knochigen Fingern. Der Notar hörte ihm bis zum Ende zu und versetzte mit schalkhaftem Lächeln: „Herr Bendi, bevor ein Monat vorbei, steht die bewußte Summe zu Ihrer Verfügung. Von jetzt an schlafen Sie nur auf beiden Ohren, so gut oder besser, als hätten Sie das Geld im Sack. Da der Verstorbene Ihres Vaters Bruder war, haben Sie kaum mehr als zwölf- oder fünfzehnhundert Franken Erbschaftssteuer zu bezahlen. Wenn Sie nun die Absicht haben, Ihr kleines Kapital (hier machte Battisto große Augen: „klein“ sein Kapital!) vorteilhaft anzulegen, so kann ich Ihnen verschiedene, sehr sichere Plazierungen empfehlen und zwar zu fünf Prozent, für die gegenwärtige Zeit ein ganz schöner Geldzins.

„Danke, mein Herr“, unterbrach ihn Battisto, indem er mir mit dem rechten Auge zublinzelte, was so viel hieß als: „Hatte ich nicht recht, dem Notar zu mißtrauen?“

Und von neuem verlangte er sein Kapital heraus, um damit nach Belieben schalten und walten zu dürfen.

Einmal auf der Straße, meinte er: „He! he! Der Schlaukopf hat einen noch Schlauern gefunden! Der gab sich Mühe genug, damit ich ihm mein Geld anvertraue! . . . Ganz verächtlich nannte er's: „Ihr kleines Kapital!“ . . . Diese kleinen zwanzigtausend Franken wären freilich ganz nach seinem Geschmack! . . . Aber oha, nein! Mein Geld gehört mir. Und selbst, wenn ich dieses Notars völlig sicher wäre, hätte ich ihm nichts gelassen; denn siehst du, Pietro, ich habe meine Idee!“

„Sage sie mir, deine Idee!“

Er kehrte sich um, um überzeugt zu sein, daß uns niemand folge, faßte mich am Arm und flüsterte mir ins Ohr: „Ich will Unternehmer werden. Das ist ein Beruf, bei dem Geld zu verdienen ist. Nicht hier, sondern in Italien, weil dort die Arbeitslöhne sehr klein und die Konkurrenz gering ist. Ich habe mir's gut überlegt; man kann ungeheuren Gewinn herausschlagen. Dich, mein Alter, stelle ich als Werkführer an!“

Statt mich zu freuen, ärgerte mich dieses Anerbieten. Ich zürnte Battisto deshalb, als wär's eine tödliche Beleidigung. Und doch war die mir gebotene Stellung eine prächtige. In meinem Alter schon Werkführer. Ich, der seit weniger als drei Jahren die Maurerkelle handhabte und mich immer noch wunderte, nicht mehr der Prügeljunge zu sein, den die Arbeiter hänselten und quälten, während er mit dem Pflasterkübel auf dem Nacken die schwankende Brettertreppe oder die steilen Brückenleitern emporkletterte! Während der strengen Lehrzeit hatten mich die Maurer zu ihrem Vergnügen recht häufig gekniffen, die Werkführer mich bei den Ohren gezogen; beständig wurde ich wegen einer unbedeutenden Verspätung, eines ganz geringen Versehens oder auch einfach, um ihre böse Laune zu kosten, mit Beschimpfungen überschüttet. Und all diese Plackereien und Beleidigungen ließen schließlich in meinem Kindergemüt einen Bodensatz von Bitterkeit zurück, in welchem der Neid und Haß gegen alle sproßte und gedieh, die über mir standen, wo das mächtige und dunkle Verlangen gährte, in eine Lage zu kommen, die mir gestattete, die Kleinen und Geringen zu tyrannisieren, straflos die Schwachen zu unterdrücken, kurz mich zu rächen, indem ich andern tat, was mir selber angetan worden war. Mein heißer und ausschließlicher Wunsch bestand darin, statt unterster Mörtelträger, der ich war, Maurer zu werden. Dies geworden, litt ich nun unter der Niedrigkeit meiner Stellung und träumte davon, höher zu steigen. Mit Hülfe der Einbildungskraft sah ich mich, die Hände in den Taschen, die Arbeiter aushunzen, gefürchtet, bewundert, beneidet und respektiert.

Doch vom „Becherrand zur Lippe" ist's weit; ich durfte nicht hoffen, vor dem dreißigsten Jahr Werkführer zu werden und dies erst noch unter der Bedingung, Intelligenz zu beweisen und begünstigt zu sein. Das war so augenscheinlich, daß ich, hätte man mir unversehens die Erfüllung meiner Wünsche angeboten, die Achseln gezuckt haben würde, wie über einen schlechten Scherz; oder knieend und vor Freude weinend angenommen hätte, sofern ich schließlich an einem solchen Vorschlag nicht mehr hätte zweifeln können. Jetzt aber fühlte ich mich durch dies Almosen Battistos wie geohrfeigt, als wäre er mein Schuldner und als hätte er mich damit beleidigt.

Der Grund dieses unnatürlichen Gefühls entgieng mir anfänglich und ich war erstaunt, daß ich mich über einen solchen unverhofften Glücksfall nicht zu freuen vermochte. Ich konnte jedoch lange Selbstprüfung anstellen; das heimliche Motiv dieses Aergers einer Wohltat gegenüber entdeckte ich nicht.

Ich gab Battisto eine ausweichende Antwort, mit der er sich be-

gnügte; denn die Freude ließ ihm nicht recht Muße, zuzuhören; lachend und zusammenhanglos schwatzend ging er mit großen Gesten seines Weges, die den Vorübergehenden verächtlich zuzurufen schienen: „Welche Affen sind doch die Italiener!“

Am folgenden Montag trug ich wie gewohnt, zwölf Franken auf die Ersparniskasse. Es traf sich, daß mit dieser Einlage mein Kapital sich gerade auf dreihundert Franken belief. Ich berechnete, daß ich, um diese dreihundert Franken zu erübrigen, ein halbes Jahr in Sonnenglut und Regen hatte arbeiten, ein halbes Jahr mit Makkaroni zu Mittag, und mit Brot und Käse zu Nacht hatte vorlieb nehmen müssen. Und gegen meinen Willen rechnete mein Geist weiter aus, daß ich zweiunddreißig Jahre der nämlichen Anstrengung und derselben Entbehrungen bedürfte, um zwanzigtausend Franken zu ersparen; allein, indem ich überlegte, daß es vom 1. Januar bis 31. Dezember gut drei Monate ohne Verdienst gibt und daß diese die Ersparnisse der neun übrigen beschneiden, mußte ich mir sagen, zwanzigtausend Franken Ersparnisse forderten mehrere Maurerleben. Sofern nicht etwa ein Onkel? . . . Ich hatte jedoch keinen Onkel, weder in Brasilien noch anderswo. Battisto, der hatte einen. Warum er und nicht ich? Mich erfaßte ein dumpfer Zorn gegen die Blindheit des Schicksals, gegen die Ungerechtigkeit Gottes, der mich zu Anstrengungen verurteilte, die unbelohnt blieben, und Battisto ein Vermögen gab.

Ich hatte stets ein strenges, nüchternes Leben geführt; ging nie ins Wirtshaus, spielte niemals weder Caro noch Mora; ich hatte nichts im Kopf, als mir etwas zu ersparen, um mich einst in Maya, meiner Heimat, auszuruhen. All das kam mir jetzt eitel, absurd, jämmerlich vor. Was nützt das Zusammenscharren angesichts eines so zweifelhaften Alters? Das Leben nicht genießen, um besser zu sterben? Battisto, der wird's zu genießen verstehen! In dem Maße, wie ich mich dem Neid überließ, kamen auch Gründe zum Vorschein, ihn in meinen Augen zu unterstützen und zu rechtfertigen.

Ich verglich mein häßliches Gesicht mit Battistos männlicher Schönheit und argumentirte, gerechterweise hätte der Reichtum mir, als Entschädigung für meine körperlichen Mängel, zufallen sollen. Ich dachte an Gina Bendi, die hingebende tätige Gattin: „Was brauchte er Geld, bei solch' einem Weibe?“ Und dann sagte ich mir: „Battisto ist ein Einfaltspinsel, der seine zwanzigtausend Franken nicht richtig zu verwenden weiß.“ Und da ich mich für zweifellos klüger hielt, sah ich auch darin einen neuen Grund, mich zu empören, daß er reich und ich arm war.

Ich fand eine Menge ebenso triftiger Beweisgründe, und da ich

nicht mehr daran dachte, die Gedanken des Hasses niederzukämpfen, so gelangte ich zu der Ueberzeugung, ich sei ein unglückliches Opfer, das ungerechter Weise von einem Banditen und Dieb — der kein anderer war als Battisto Bendi — um Hab und Gut gebracht worden sei.

Fortsetzung folgt.

Reisebriefe aus Damaskus.*)

Von einer Zürcher Ärztin.

Wer heutzutage die größeren Städte Palästinas und Syriens bereist, findet, daß sie auf den ersten Blick wenigstens einander sehr gleichen. Nur die Hafenstädte sehen etwas modernisiert aus, weil doch die importirte europäische Kultur, Dank der Kaufleute und Missionare, ihr nivellirendes Werk anfängt. Die Zivilisation des Abendlandes bespült und lockert in gleichsam 1000 und 1000 kleinen Wellenschlägen die Unkultur und die Urzustände des Orientes. Nehmen wir aber eine Binnenstadt, so haben wir immer mehr oder weniger dasselbe bekannte Städtebild:

Enge, dunkle Bazare, wo die wenigen Gewerbe in den offenen Buden in vorsintflutlicher Art betrieben werden. Ein Wirrwarr von flachdächrigen, ein- bis zweistöckigen Wohnhäusern, enge, krumme Gassen und Gäßchen mit holprigem Pflaster, begrenzt von den kahlen, fensterlosen Lehmmauern der Höfe und Häuser. Einige öffentliche Brunnen, Moscheen, Chane, Kirchen, Konake. Nicht zu vergessen: die Schutt- und Trümmerhaufen verfallener Bauwerke und der unzertrennliche Unrat und Staub.

Rechnen wir noch die lebendige Staffage hinzu: Wilde Hunde, tote und lebendige Katzen, Esel, Kamele, Hühner und Tauben, das Durcheinander von Menschen und Tieren, das Gewimmel der verschiedensten Racen, Typen und Trachten. Das Getöse, das Drängen, Schieben und Stoßen in den engen Bazarstraßen vollendet das belebte Bild des orientalischen Wirrwarrs.

Das sind die Umrisse einer orientalischen Stadt. — Der Pulsschlag einer solchen Stadt ist aber in den Bazaren, besonders in den

*) Wir freuen uns, hiermit die Fortsetzung der überaus interessanten Reisebriefe wieder aufnehmen zu können. Nicht nur völkersittliche, sondern auch religiös-politische Dinge werden in den kommenden Briefen erörtert, die trotz der lokalen Entfernung jedem Leser am Herzen liegen müssen Die Anschaulichkeit und Treue der Schilderung ist bekannt; als praktizierende Aerztin hat die Verfasserin Gelegenheit, uns intime Verhältnisse der orientalischen Familie vor Augen zu führen, die von den hergebrachten Darstellungen in der Regel aus naheliegenden Gründen verschwiegen werden müssen. D. Red.